

## Kleinbasler Käuze

Autor(en): Ernst Jenny  
Quelle: Basler Jahrbuch  
Jahr: 1945

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/89a002c5-948f-4808-aaec-a076c817bb65>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

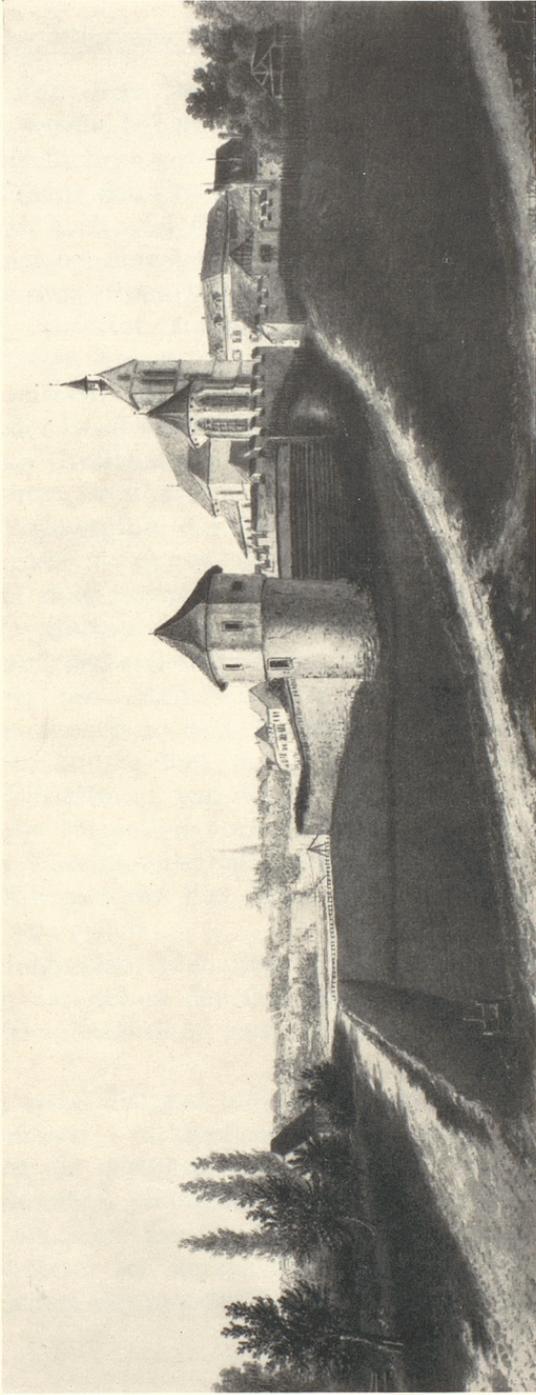
<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Kleinbasler Käuze.

Von Ernst Jenny

Ich habe eine Bildermappe; daraus möchte ich den Lesern einige Blätter vorweisen. Es sind Gestalten aus meiner Kinderzeit darauf festgehalten, die gut sechs Jahrzehnte und noch etwas mehr dahinten liegt; es sind Männer und Frauen von mehr oder minder ausgeprägter Originalität; mit ihnen verknüpft sich für mich eine Fülle von Erinnerungen. Ihre besondere Art war schrullig oder liebenswert, reizte zu Lachen und Spott oder streifte leicht ans Seltsame bis Viertelspathologische; ihr Gehaben, Tun und Reden aber prägte sich dem Kindergemüt ein und wurde mit den reifen Jahren zu einem Hort, aus dem ich gern zur Erheiterung dies und jenes hervorhole; das geschieht etwa in der Stille schlafloser Nächte oder in zur Beschaulichkeit zwingenden Krankheitstagen; am Schreibtisch, wenn in Arbeitspausen der Erschöpfung die Gedanken weit abirrend ihre eigenen Wege gehen, oder in der Einsamkeit sonniger Sommerferien, wenn mich auf freier Höhe, die Weite des Landes vor mir, mit der Flüchtigkeit der Zeit das Gefühl von der Hinfälligkeit des Daseins besonders stark anfällt.

Dann wird mir klar, daß alle jene Figuren und Gemüter der minderen Stadt ein Gemeinsames verbindet. Die stets unausgesprochen vorhandene, selten böse gemeinte, aber, ob zu Recht oder Unrecht empfundene, besondere Einschätzung von seiten Großbasels hat einer Geschlossenheit und Sonderart der Kleinbasler Vorschub geleistet, wie sie auf dem begrenzten Gebiet der kleinern Stadthälfte in den Blättern meiner Mappe ihre eigene Ausprägung erhalten mußte. Ich würde von einem genius loci reden, wenn mir das für mein Kleinbasel nicht zu geschwollen



### Herrenmätteli und Theodorskirche

Lichtdruckfilm nach dem im Staatsarchiv Basel befindlichen Original-Aquarell von J. J. Schneider von 1874.



klänge. Daß diese Sonderstellung stillschweigend angenommen wurde, hat mir schon früh das Thema eines meiner Deutschlehrer gezeigt, der mir lächelnd empfahl, in einem Aufsatz den Charakter der Kleinbasler zu beschreiben; aber noch viel eindrücklicher war mir das Wort, das einmal bei einem besondern Krankheitsfall ein nachmals für seine Unparteilichkeit in Personenfragen vielgerühmter Professor einem Hilfesuchenden gegenüber soll fallengelassen haben: Ich kann doch nicht nach *Kleinbasel* kommen! Als ob es von der Hebel-Straße dahin weiter oder beschwerlicher gewesen wäre als nach einem entfernten Großbasler Außenquartier! Oft stieß man bei waschechten Großbaslern auf eine gründliche Unkenntnis in der Topographie der mindern Stadt; sie äußerte sich wie pharisäische Scheu, so als ob man es mit Slums zu tun hätte; oder in naiver Ueberheblichkeit mit dem deutlichen Zweifelsunterton: Het's dert au rächti Lit?

So muß rechtsrheinisch das besondere Daseinsgefühl entstanden sein. Man bewertete sie so von drüben, also wollte man auch so sein. Es drängte seine Träger näher zusammen und verhalf so, neben anderem, einer Eigenart zur Entstehung, von deren auffälligsten Blüten meine Mappe die folgenden vorweist. Daß das Vorhandensein der drei Ehrengesellschaften noch als besonders dauerhafter Kitt gewirkt hat, braucht gar nicht weiter ausgeführt zu werden.

Die folgenden Bilder lege ich in zusammengehörigen Gruppen vor, schon der Ordnung halber; denn auch sie war in Kleinbasel nicht ganz unbekannt.

Eine erste Gruppe, und zwar eine für sich, bildeten die *Frommen* — Laienfromme. Mit dieser Bezeichnung soll nicht die geringste Verächtlichkeit oder Lächerlichkeit verbunden, vielmehr nur angedeutet sein, daß das, was gewöhnlichen Leuten als Unausgesprochenes und sorgsam Gehütetes im Herzen liegt, bei ihnen zu jeder Zeit und an jedem Ort und bei den allerungelegensten Gelegen-

heiten über die Lippen sprang als naives Bekenntnis, unbequemer oder lästiger Bekehrungseifer oder zur zweiten Natur gewordene Kanaansprache, gewürzt mit seltenen Bibelstellen. Da war eine Frau B., der zweiten Sorte angehörig; sie hauste in jener Gegend, die für uns Bewohner der bürgerlichen Zone das «wilde Viertel» war und durch ihren unvergeßlichen Idylliker Theobald Bärwart als das «dunkelste Kleinbasel» verherrlicht worden ist; irgendwo am hintern Mattweg oder Maulbeerweg, bevor beide Wege infolge des gefräßigen Molochs Großstadtentwicklung den pompöseren Namen «Straße» erhielten, in einer Gegend, unsicher für ängstliche Bürgerbuben wegen der angriffslustigen streitbareren Altersgenossen, die unter Umständen ihre Kräfte sinnlos walten lassen konnten, einer Gegend, trotz allem nicht ohne Reiz, weil in der Nähe die gesuchte Riehenteichbadanstalt lag, wo man in der oft überfüllten Flut mit «Seiblotere» die Schwimmkunst erlernte, das Vergnügen aber an heißen Tagen mit halbstundenlangem Anstehen vor dem Eingang verdienen mußte, wenn es die berüchtigten «Abteilungen» gab; also von dort aus vollzog Frau B., durchaus keine asketische Bübererscheinung, ihre Missionsreisen nach der Innerstadt und machte selbst vor den Pfarrhäusern nicht halt, wenn ihr an der sonst so schlichten Pfarrfrau die Brosche zu weltlich vorkam. Nicht gerade vom Heiligen Geist eingegeben erschien aber die Antwort, die sie eines Abends mit schriller Stimme zum Fenster des obern Stockwerks aus gab. Stand da unten ein Mann, zog die Glocke und lüftete schräg vorn den Hutrand: «Wohnt do der Herr Meyer?» Worauf Frau B. kurz und bündig: «Nai, bi mir wohnt nur der Herr Jesus!» Und krachend flog das Fenster zu. Freundlicher waren die Begegnungen mit dem Schreiner von der obern Rebasse. Mit breiten Schritten, das Handwerkszeug am Arm, geschmückt mit einem Prophetenkranzbart, ging er seiner Arbeit nach. Ob er Vorfenster aushängte oder mit dem Hobel einer verwitterten Türe zurechthalf, aus dem Leim Geratenes

zurechtbrachte oder von Kinderübermut auseinandergagelte Stühle flickte, überall und zu jeder Zeit stand dem Bibelkundigen ein Spruch aus dem Buche Jesus Sirach zu Gebote; er kam als Zuruf an seinen Gesellen oder als freundliche Mahnung an die Kinder, oder hing ihm als Resultat seiner Lebenserfahrung und Menschenkenntnis wie ein Spruchband auf mittelalterlichen Bildern, ihm selber unbewußt, aus dem Munde. Eifrig war er bei der Sache; wagte ein Laie oder gar sein Geselle eine eigene Meinung, so hieß es: «Verstehest du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten; wo nicht, so halte dein Maul zu.» Oder: «Die Narren haben ihr Herz im Maul; aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen.» Bot man seinem Lehrling ein währschaftes Z'nüni, so verfehlte er nicht: «Wenn du bei eines reichen Mannes Tische sitztest, so sperre deinen Rachen nicht auf und denke nicht: hie ist viel zu fressen!» . . . «denn viel fressen machet krank, und ein unsättiger Fraß kriegt das Grimmen.» Verhaßt war ihm der Hochmut in jeglicher Gestalt, insonderheit an solchen, denen seine Arbeit nicht fein genug war: «Was erhebet sich die arme Erde und Asche? Ist er doch ein eitel schändlicher Kot, weil er noch lebet.» Seiner Frau kann ich mich nur noch ganz schwach erinnern, wenn sie oben an der steilen Treppe stehend freundlich meine mütterliche Bestellung entgegennahm; aber sein einziger Sohn, ein guter Mensch, vor nicht langem in achtbarer Stellung verstorben, legt schönes Zeugnis für die Mutter ab; nach allgemein menschlichem Dafürhalten ist das ja so. Die skeptischen Sprüche über Weiber und Ehe aus seinem Jesus Sirach konnten sich dem Meister also wohl bei seiner Arbeit aus Beobachtungen auf der Stör aufgedrängt haben. Beim Ton einer allzu gebieterischen Stimme murmelte er halblaut für sich: «Laß deinem Weibe nicht Gewalt über dich, daß sie nicht dein Herr werde» . . . was er bei Wiederholungen gern dahin verallgemeinerte: «Denn gleich wie aus den Kleidern Motten kommen, also kommt von Weibern viel Böses.» Und mit einem Seufzer «Davor

behüte Gott das Haus Jakob» packte er gern Hobel und Hammer in seine Arbeitskiste und verließ die ungastliche Stätte, eingedenk seiner tugendsamen Alten, «deß lebet er noch eins so lange» . . .

Als Fachmann wäre er gern mit seiner Zeit gegangen; das war die, da die ersten Drei- und Zweiräder aufkamen. Das erste Hochrad trat, zu unserer höchsten Bewunderung, der Sohn aus einem benachbarten reichen Zimmerei-großbetrieb. Unser Jesus Sirach ließ sich nicht lumpen. Eines Tages hörte man auf dem holprigen Kopfsteinpflaster der Riehentorstraße das klappernde Geräusch eines neuartigen Fahrzeugs: aus den Rädern eines alten Dienst-männerkarrens hatte sich unser Freund ein Gestelle gemacht, auf dem er stolz und schweißdampfend einem Auf-trag weit draußen bei Riehen entgegenfuhr, ein Schauspiel und ein Ohrenschaus, gegen die der aus der französi-schen Revolutionszeit stammende Célérifère rein gar nicht hätte aufkommen können. Dazu fehlt mir natürlich der passende Spruch aus Jesus Sirach. Ob ich dem Manne überhaupt die richtigen nachgesagt, bleibe dahingestellt; jedenfalls liegen sie in seiner Gesinnungsrichtung. Friede seiner Asche!

Eine andere Spielart war Fränzi, der Sohn eines kirch-lichen Beamten. An Stelle der heute so beliebten Intelli-genzersatzbrille trug er allzeit eine heitere Menschheits-beglückermiene zur Schau; er war etwas in der Welt herumgekommen und fühlte sich, heimgekehrt, berufen, aus religiösem Drang der Moral seines lieben Kleinbasel aufzuhelfen, indem er Sittlichkeitsversammlungen ankün-digte; da unterhielt er Frauen und Jünglinge über die hei-kelsten Fragen, mit wenig Witz und viel Behagen. Bil-dungsdurstig und gern patronisierend, traf er mich einst frühmorgens auf einem Bänklein des damals noch stillen Rheinwegs, wo ich eben zur Hebung meines Homer-Ver-ständnisses in Vossens Uebersetzung las. «Was lese Si do?» fragte er gütig. Ich wies ihm das Titelblatt, auf dem groß «Homérs» und kleingedruckt «Werke» stand. «Aha, Hó-

mers!» rief er und enteilte, fremdsprachliche Romane vermutend.

Durch häufige Besuche beim Gemeindegeistlichen zeichnete sich eine alte Jungfer aus dem Armenpflegebezirk Bläsi II aus. Ihre frommen Sprüche sind mir nicht überliefert; aber um so sicherer, daß sie damit einen kecken Lebenswandel verband; ihm verdankte sie mehrere uneheliche Kinder, zerstreut in aller Welt. Einmal hatte sie erst vor wenig Tagen die übliche Unterstützung in Empfang genommen, da stand sie schon wieder da. Die ersten Vorhalte des Pfarrers schnitt sie kurz ab: «Ach, Her Pfarer, mache Si doch nit lang; dussen isch 's Wartzimmer volle Lit — 's Fimferli fire!» (Fünfliber!)

Dies heitere Geschichtlein, in einer Armenpflegersitzung im Pfarrhause als schmackhaftes Entremet zwischen den ersten Unterstützungsproblemen aufgetragen, führt mich auf das Kontingent der *Geistlichen*. Damit der Leser aber keine Entgleisungen befürchte, sei gleich von vornherein bemerkt, daß ich sie nicht respektlos unter die in der Ueberschrift Gekennzeichneten zähle, sondern ihnen eine Art höherer Originalität zubillige; zudem hole ich nur ein paar aus meinen fernsten Jugenderinnerungen herauf, so daß bei dieser Beschwörung längst der Geschichte angehörender Geister niemand sich gestoßen fühlen kann. Ahnherr war die Kraftgestalt von Pfr. V.; derb und leutselig, wie aus der Reformationszeit entsprungen, gab er Anlaß zu zahlreichen Geschichten. Gekannt habe ich ihn eigentlich nur aus dem Bilde der Wohnstube und den Erzählungen des Elternhauses. An der Rebasse war es. Da trat man in manchem Hause aus hellstem Licht in einen dunkeln Gang; vor der nach hinten gelegenen Treppe befand sich ein falltürenartiger «Laden» als Zugang zur Kellertreppe. Pfr. V. wollte einen seelsorgerlichen Besuch im 1. Stock absolvieren; eben rief die Frau, die ihn hatte kommen sehen, ob der Stiege: «Herr Pfarer, gänd Si achtig, der Kellerladen isch off», als auch schon eine mächtige Stimme aus der Tiefe ertönte: «Jo, du Kueh, i bi scho

dunde!» Wie ein Strahl aus seliger Jugend durchfuhr es mich, als mich Jahrzehnte hernach in einem nordischen Theaterstück des Interimstheaters Pfr. V.s Bild als Dekoration eines Interieurs von der Wand herab grüßte. Wie mag das Bild in die Requisitenkammer jenes bescheidenen Musentempels am Riehenteich gelangt sein? Gleichviel, es paßte ausgezeichnet in das Milieu Ibsen-Björnsonscher Reckenhaftigkeit.

Im ganz fernen Dämmer der Erinnerung liegen die ersten Sonntagskinderlehren in der von freundlichem Sonnenschein durchfluteten Theodorskirche. Auf der Kanzel hatte der kleine, liebenswürdige, aber energische Pfarrer Sch. seine Pflicht über einer teils schläfrig dasitzenden, teils unruhig das Ende und den sonntäglichen Mittagsbraten erwartenden Jugendgemeinde getan und in so raschem Fluß Gebet und Segen absolviert, daß man sitzenblieb. Da rief die ungeduldige Stimme nach mehreren Richtungen von der Kanzel herab, halb zürnend, halb zum Aufbruch mahnend, jedenfalls gereizt klingend: Amen, Amen denne! — Das wäre vor der Jugend des zwanzigsten Jahrhunderts weder nötig noch denkbar. Was würde wohl jene Generation Geistlicher mit der mit allen Wassern gewaschenen Gesellschaft von heute beginnen, vor deren Ruchlosigkeit noch einer meiner geistlichen Kollegen in jüngster Zeit ebenso verzweiflungsvoll als erfolglos in den Ruf ausbrach: «Denket au ans Jingt Gricht!»

Als ehrwürdigen Vertreter der katholischen Gegenseite sehe ich noch den alten, von Jahren asketisch treuen Dienstes gebeugten Pfarrer von St. Clara an meinem Fenster vorüberschreiten; schon in heiliger Morgenfrühe, wenn mich schlechterledigte Schulaufgaben vorzeitig auf die Beine gebracht hatten, verließ er den Hattstätterhof, um über Riehentor und Graben der Frühmesse zuzuwandeln. Damals war es Sitte, daß die Kaminfeger ebenso früh auf den höchsten Kaminen ihre Arbeit verrichteten und beim Ausschütteln der rußigen Besen gern einen übermühtigen Jauchzer über die schlafenden Dächer sandten. Wer

sie hörte, hatte seine Freude dran. Wohl nicht so sehr der besagte Seelenhirte, als er sich dreimal hintereinander aus luftiger Höhe mit seinem kurzen Namen anrufen hörte; da es von oben kam, soll er beim dritten Rufe, stillestehend und erwartungsvoll zur Höhe blickend, als ein anderer Samuel, demütig geantwortet haben: «Rede, Herr, denn dein Knecht hört!» Aber der schwarze Schalk hatte sich schon in den Schlot geduckt. Was er noch Garstiges dabei über den Rand rief, gehört ins Kapitel des Götz von Berlichingen. Als weiter nichts mehr erfolgte, bog Hochwürden etwas betreten um die nächste Ecke. Der gelehrrige Zögling Buschs aber stemmte sich, vorsichtig spähend, wieder herauf und «stand auf seines Daches Zinnen — und schaute mit vergnügten Sinnen» . . .

Der würdige Mann verfügte neben einer außergewöhnlichen Rednergabe, die teils angeboren, teils im langen Dienst zu wirkungsvollster Reife gediehen war, noch über eine ebenso ausgebildete Mimik und Gebärdensprache. Daß er damit wirklich zu den kauzigen Originalen zählte, erfuhr ich, selber schon in Jünglingsjahren, seltsamerweise bei der Leichenfeier für einen alten katholischen Verwandten, nebenbei gesagt, einem der seltenen Vertreter einer restlos harmonischen Mischehe. Der hatte einen schweren Sturz beim Verlassen der damals neuen Birsigtalbahn getan und war an den Folgen gestorben. Wie das nun mit den genannten vereinigten Geistesgaben drastisch in der Leichenrede ausgemalt und mit Untertauchen hinter der Kanzelbrüstung und Emporschnellen, mit Hände- verwerfen und farbigen Details vergegenwärtigt wurde, das ergab eine Szene von so überwältigender Komik, daß die ganze lange Bank ehrenwerter älterer Frauen in Trauer vom verhaltenen Lachen hinter den Taschentüchern erzitterte; damals habe ich erstmalig erlebt, von welcher Gefahr selbst echtes Kanzelrednerpathos umlauert ist.

Gewissermaßen eine Art statistischer Komparserie zu den Akteuren der Kinderlehren bildeten die Aufseher. Es waren ihrer hauptsächlich zweie; den einen, meist bei den

Mädchen stehenden, fürchteten wir nicht so sehr; wir fanden ihn nur komisch mit seiner friedlichen Knollennase und benamsten ihn danach; aber der andere, ehemaliger Kranzturner, jetzt aber schon etwas gebeugt, war trotz seiner fehlerhaften Zischsprache mit seinen immer noch leichtathletischen Allüren der Jugendschreck; lauernd schlich er durch die Bänke, um die Schwätzer zur Ruhe zu weisen. Meinen Vetter und seinen Nachbar hat er in den Senkel gestellt mit den hervorgezischten Worten: «Ihr schin zschwei Schlingel!» Worauf er von dem nicht aufs Maul Gefallenen die Antwort erhielt: «Dasch ka scho schi!» Eine typisch gerissene Bubenfrechheit, denn Herr S. konnte ja nicht wissen, ob nicht mein Vetter am selben Sprachfehler litt.

Zur Komparserie der Geistlichen gehörte auch der Früh- und Spät-Läuter Pf. An dem und um den war alles eigenartig. Schon seine Wohnung. Er horstete als junger Mann unbestimmten und unbestimmbaren Alters mit seinen Eltern in einem kleinen Häuschen am Claragraben, wo der Dolderweg einmündet. Die Alten betrieben einen Gemüsehandel, den die Frau unter den Bäumen auf dem «Claramärtli» gegenüber dem Schulhaus verhökerte. Die Tochter, von walkürenhafter Gestalt und breitem Lachen und ebenso breitem, witzdurchtobtem ungeniertem Wortschatz, verdiente ihr Brot mit Waschen. Wie die vier in der baupolizeilichen Unmöglichkeit mit dem winzigen Gemüsesegärtlein dahinter gehaust haben, bleibt ein ungelöstes Rätsel. Aber sie schienen in ihrer Bedürfnislosigkeit glücklich; ich habe von der kinderlieben Frau beim Kirschenkaufen nie einen andern Eindruck gehabt. Der besagte Sohn aber war uns merkwürdig, weil er Sommers und Winters, Tag und Nacht nie anders als mit einem großen schweren Filzhut zu sehen war, mit dem er schamhaft seine vollkommene Kahlheit bedeckte. Damals war das Frühgeläut noch um 5 Uhr; es hat mich oft genug geweckt zum Repetieren der lateinischen Vokabeln. Einst sah man unsern Läuter um 6 Uhr im Sturmschritt, als ob es

wo brennte, zur Kirche rennen. Gefragt, warum so eilig, schrie er: «I mueß go *finfi* lite!»

Zur Statisterie gehörte ferner eine ganze Reihe wurstiger Gewohnheitskirchengänger, an ihrer Spitze der Altmetzgermeister der obern Rheingasse. Sein leutseliger Sohn führte das Geschäft, uns interessant durch weltmännische Manieren, und daß er keinen Daumen hatte; er hatte ihn in des Wortes verwegenster Bedeutung zur Schlachtbank gebracht. Er hatte eine ganz eigen liebenswürdige Art, den Scharabonis zu machen; mit höflichem «Ghorsamer Diener» pflegte er einem die Tür zu öffnen. Sympathisch berührte auch seine schöne rundliche Frau; nicht mehr ganz jung — eine flotte Herbstlandschaft — hat sie wie ein Gebilde aus einer bessern Welt den Aufschnitt in dem blitzsaubern Laden serviert. Der Vater aber, aus gröberm Holz, konnte sein steifes krankes Bein bei längern Predigten nicht recht dirigieren, wenn er in den engen Bänken die Stellung wechselte, und fluchte vernehmlich laut: «Die Keibezeche!» Er hatte, ohne Kenntnisse, ein natürliches Gefühl für den maßvollen homiletischen Aufbau der Predigt; wenn es gegen 10 Uhr ging, kommandierte er ziemlich laut: «So, jetz: Ewigkeit, Seligkeit! Amen!»

Eine gemütvollere Art vertrat sein Berufsgenosse D. in der Webergasse. Bei ihm haben meine Eltern die schönste Zeit ihres jungen Ehestandes verlebt. Daher kam es, daß der kleine untersetzte Mann auch für die später Geborenen seiner ehemaligen Mietsleute eine zärtliche Vorliebe hegte. Wie manchmal hat er mich, wenn ich wehrlos mit den gekauften Wienerli vor ihm stehend Abschied nahm, mit seinen fettigen Fingern liebevoll in beide Backen gekniffen und mir einen «Schmutz» aufgedrückt, während mir seine Frau mit ihrer sanft weinerlichen Stimme lächelnd ihr «Adie und e Grueß deheim» nachrief! O du lieber, guter Herr D.! Erst ganz spät habe ich vernommen, daß seine Kinderliebe ein Stück schönster Menschenliebe war: einem kranken Nachbarskinde, dem der Arzt nur mit frischer Milch zu helfen glaubte, hat er in aller Stille

von einer neuangeschafften gesunden Kuh die nötige Milch verschafft!

Ueberhaupt, wieviel gutmeinende Nachbarlichkeit, wieviel Wohlwollen, Freundlichkeit, wortlose Rechtlichkeit und echt christliche Gesinnung der Tat barg sich hinter der trockenen oder rauhen Hülle all dieser knorrigten Mittelstandsleute! Den obgemeldeten «Schmutz» habe ich vielleicht in bubenhafter Zimmerlichkeit abgewischt, aber die Erinnerung daran macht mir heute das Herz warm. Und jener freundliche junge Meister von der Rheingasse! Hat er nicht tatkräftig eingegriffen, als er hörte, das Töchterlein eines Bäckermeisters der Nachbarschaft habe es im Welschland so übel getroffen! Fast alle Tage Spinat und wenig Fleisch zu essen! Hat er da nicht in aller Stille allwöchentlich eine Partie Klöpfer und Landjäger gespendet? Also war wohl die oben gerühmte Höflichkeit kein äußerer Formelkram, sondern Ausfluß jener Goetheschen Höflichkeit des Herzens, wenn auch Metzger S. kaum etwas von Goethe gewußt hat!

Ob dies gegenseitige Wohlwollen mit der Kirchlichkeit der gutbürgerlichen Kreise im Zusammenhang stand, ist mir nicht bekannt. Unter den Kirchgängern gab es auch genug sogenannte Bettagschristen; dann aber auch gewissenhafte regelmäßige; es herrschte eine nüchterne, gesunde Kirchlichkeit, die, ohne darum zu wissen, den sittlichen Wert fester Formen und Gewohnheiten schätzte. Die Unterschiede im Besuch je nach dem Prediger waren noch nicht so groß; wohl hörte man auch gelegentlich: «Däm gang i nimmi!» Im allgemeinen aber ging man einfach «in die Kirche».

Von der Menge der «unverständigen Galater» hob sich aufs vorteilhafteste ab die liebe alte Großmama von der Grenzacher Straße. Lang und hager, den ewigen Wohltätigkeitsstrickstrumpf in Händen, hat sie uns bei gemeinsamem Landaufenthalt im obern Baselbiet, als sie am dreizehnten Paar Socken anlangte, durch ihre Liebe zum einzigen Großsohn belustigt; jeden Neuangekommenen

fragte sie sofort: «Händ Si der H. gseh?» Und ebenso bestürzt durch ihre Feststellungen am Wetterhimmel, denn dabei schienen die langen Vorderarme tief unten und wie aus unvorstellbarer Weite zur Sprecherin zurückzukehren, wenn sie sagte: «D'Sunne kunnt vo *do!*» Tief überzeugte Protestantin und gerecht denkend, fühlte sie sich verpflichtet, bei Urteilen über Mitmenschen «'s isch ganz e rechte Mensch» mit Flüsterstimme geheimnisvoll hinzuzufügen: «Aber er isch kadolisch!» Dieses Wort zog sich wie ein musikalisches Leitmotiv durch alles hindurch und wurde uns Jungen dermaßen zum geflügelten Scherzwort, daß es einer, in der Familie besagter Großmama zu Tische geladen, sich unbedacht wie einen rednerischen Schmuck entfahnen ließ, so daß die Tochter des Hauses mit ausbrechendem Gelächter losfuhr: «Herrjeh, das isch jo d'Großmamma!» Aber diese Großmama hat ihren kirchlichen Sinn nicht nur als Täterin des Worts mit Wohltätigkeitsstrümpfen bewiesen; sie war auch eine eifrige Hörerin; und wenn es der ihrem praktisch nüchternen Sinn zuzugende Geistliche «ze Thiodere» wieder einmal besonders getroffen hatte, verfehlte sie nicht, ihm ihre beifällige Kritik in Form einer «Zwetschgewaje» zukommen zu lassen, versteht sich, von einer wohltuenden Größe, wie sie dem kinderreichen Pfarrhause angemessen war. Wo ist der Geistliche, der im Zeitalter der Brotmarken solche Anerkennung derjenigen in billigen Worten nicht vorzöge?!

Jenes geflügelte Wort mag übrigens noch zusammenhängen mit der kulturkämpferischen Stimmung andert-halb Jahrzehnte vor der Jahrhundertwende; war da doch viel von der katholischen Schule die Rede, und die Kampf-stimmung griff auch auf die sonst gleichgültige Jugend über; wenigstens glaube ich mich aus den Erzählungen eines viel älteren Bruders zu erinnern, daß er und sein Freund Krieg führten gegen eine ganze Rotte, «die katho-lische Maitli», eine Amazonschar, die vom Lindenbergli hervorbrach und kraft ihrer Ueberzahl die beiden Prote-stantenbuben zur Flucht durch das Riehentor zwang.

Eine eigenartige Species von kirchlich Frommen wohnte unweit von uns in einem geräumigen zweiten Stock mit überallhin weit und frei ausschauenden Fenstern und einem langen Hausgang, der über einen schmalen gepflasterten Hof jedes gesprochene Wort direkt an eine kahle Brandmauer warf und von ihr mit Verstärkung zurückerhielt. Daß es nötig ist, um diesen Umstand zu wissen, wird sich sofort erweisen. Ein alter Herr, guten altbaslerischen Namens und ruhigen Charakters, großer Naturfreund und begeisterter Unternehmer kleiner Schweizerreisen, und seine fast gleichaltrige, sehr fromme, aber etwas säuerliche Schwester führten von Zeit zu Zeit höchst dramatische Dialoge, wo nach den Höhepunkten mit geschrienen Drohungen und Verwünschungen Schritte verhallten und Türen krachend ins Schloß fielen, um sich nach einigen Minuten der Todesstille wieder aufzutun und auf erkleckliche Entfernung hin eine noch schärfere Entgegnung durch den Türspalt herauszulassen. Was der Grund dieser Zänkereien bei offenen Fenstern war, blieb meist im Dunkel; möglich, daß bescheidene alkoholische Exzeßlein des Bruders der gerechten, allzu gerechten alten Jungfer gewissen Anlaß boten. Sie hat mir zwar zur Konfirmation Lavaters «Worte des Herzens» geschenkt; trotzdem stand dem Buben von dazumal der alte Sünder näher, wenn er früh morgens, die Pfeife im Mund, das bestickte Käpplein auf dem schütterten Haar, seine Blumen in der Hofecke betrachtete; zur Logik des Bubenherzens sprach eben der polternde Mann vernehmlicher als die keifende Rechthaberei der Frau. Freilich mochte sie ja auch ihre innere Not haben, die man nicht ahnen konnte. Ganz von weitem gehant habe ich aber doch damals etwas vom Charakter indelebilis, gegen den alles Kirchenlaufen nicht aufkommt, wenn nicht neben der Kirche das stille Kämmerlein ebensooft aufgesucht wird. Es soll auch kein später Pharisäerstein auf die Geschwisterehe fallen. Ihre Spektakelstücke waren aber oft so arg, daß unsere sonst so zurückhaltende Mutter uns gewähren ließ, wenn wir ent-

rüsteten Kinder bei der Peripetie durch antiklausenmäßiges Schellen an der Hausglocke eine augenblickliche Stille und Katharsis herbeiführten; nachher flackerte die in Beschämung erlöschende Leidenschaft höchstens noch in kleinern Fünkeln auf. Die nächsten Tage blieb man unsichtbar, und der gütige Alltag half mit Vergessen über jegliches Genieren hinweg. Ertönte dann am Sonntagmorgen wieder einmal ein hüpfender Klarinettenlauf des alten Herrn, so wußten wir: der europäische Friede ist wieder gesichert — bis zum nächstenmal.

Wie der Herr, so der Knecht. Besagter Geschwisterhaushalt wurde vorvollständig durch ein winziges Dienstmädchen älteren Jahrgangs, körperlich ein armseliges Grüftlein, aber von flinker Zunge und unversieglicher Kampflust. Seine in guten Stunden lustig zwinkernden, blanken Mausäuglein verrieten, daß ihm ein dito Männlein nicht übel willkommen wäre. So aber entlud sich aller aufgestaute Lebensdrang bei jedwedem Anlaß über der Gebieterin. Ich lief einmal dazu, wie es, einen von der Gemüsefrau eben erst erhandelten Krautkopf drohend in den kleinen Händlein schwang: «I kennt ere dä grad an Kopf schloh!» Bäbeli, so hieß das Ding, wurde aber für seine Räße vom Schicksal einmal hart bestraft; als es beim Ertönen der Hausglocke heftig gereizt im giftigsten Sopran — mindestens dreigestrichenes C — zum Fenster hinausbelferte: «Wer litet?» schoß ihm das obere Gehege der Zähne aus dem Mund und zerschellte mit Krach auf dem Pflaster. Gutes, böses Bäbeli mit deinen gegen die Winterkälte im Zwischenöfeli des Herdes gewärmten Füßen, du hast uns mit deinen charakterlichen Purzelbäumen doch manchen heitern Moment verschafft; ehrlich und anhänglich in aller Säuerlichkeit, hast auch du gelegentlich einen Zipfel von einer unsterblichen Seele gezeigt! Ehre deinem Andenken!

Von andern frommen Originalen sind mir nur schattengleiche Erinnerungen geblieben. Da war im Hause eines Jugendgenossen eine komische alte Tante schwäbischer

Herkunft; ihr Hut von vorsintflutlicher Form war uns Knaben eine Quelle unerschöpflicher Spottlust; bald hieß sie nur noch die «Tande Mária mit ihrem Saudeckeke»; die Mutter des Freundes, eine Frau von unvergleichlicher Herzengüte, wußte alle heiklen Situationen auszugleichen. Aus erlauchter deutscher Theologenfamilie stammend, hielt sie am alten Brauche fest, daß im ganzen großen Kreis am Sonntagabend aus der Bibel jedes reihum seinen Vers zu lesen hatte; wer konnte es der ruchlosen Buben-schar verargen, daß ein unbezwingbares Lachen sie schüttelte, als Tante Mária der Vers traf: «Wie lange hingged ihr ouf boiden Soiden!» Anders geartet war der folgende Kauz.

An der oberen Rebgasse befand sich ein großes Miethaus, das einem wohlhabenden kinderlosen Ehepaar gehörte. Durch eine geräumige Durchfahrt gelangte man in einen Hof; ob in Nebengebäuden und Hinterhäusern auch noch Mietwohnungen waren, weiß ich nicht mehr. Aber daß ich als Gymnasiastlein in ein zu ebener Erde der Durchfahrt gelegenes Gelaß allwöchentlich christliche Blätter des Vereins für Lesezirkel zu tragen hatte, dessen erinnere ich mich noch lebhaft. Sie lagen gegen das Wochenende in einem Kolonialwarengeschäft der Rheingasse in Mappen wohlgeordnet auf einer langen Bank zur Abholung und Verteilung bereit. In dem mehr stallähnlichen als menschenwürdigen Raum hauste in unbeschreiblichem Durcheinander ein alter Kachelflicker; vorn am Fenster häufte sich seine Flickware, ein wüster Haufen alten Geschirrs, durchsetzt mit seinem Handwerkzeug, Haften, Büchsen voll Kitt und dergleichen. Im Hintergrund stand ein bettartiger Schragen; darin lag der Mann, dem die ärztliche Kunst einen von Altersbrand bedrohten Fuß wegamputiert hatte. Obwohl gläubiger Katholik, war er stets dankbar für meine protestantischen Blätter und benützte jeden meiner Besuche zu einem ausgiebigen Schwatz über alle möglichen Dinge und einiges andere. Trotz einer zum Schneiden dicken Atmosphäre habe ich gern an sei-

nem Bett gesessen. Ein wirklich frommer und gewissenhafter Kirchgänger, dem es einmal passierte, daß er, ganz ohne Uhr, zwei Stunden zu frühe sich an seinen Krücken zur Frühmesse aufmachte und erst an der stillen Clara-kirche inward, daß es 3 Uhr morgens war statt 5 Uhr! Aus seinen gescheit blickenden Triefaugen sprach in aller Verlassenheit ein mit dem Weltlauf und dem eigenen Geschick zufriedener Geist der Güte und Menschenkenntnis. Ueber seine Umwelt und die ihn umgebenden Eheverhältnisse machte er als guter Beobachter manche mir damals noch unverständliche Andeutungen. Wie zutreffend und gesund das unterste Volk über Politik, Religion, Moral, Ehe und Menschentum denkt, davon habe ich in jener Zeit vieles erfahren, was ich bei meinen Besuchen in andern Häusern auf seine Stichhaltigkeit prüfen konnte; sie führten ja nicht nur in Elendsräume, sondern auch da und dort in ein Haus, wo nach lieber alter Samstagsweise die Dielen schön blank gescheuert und mit frischem Sand bestreut waren, dem Sonntag und meinem Blättlein zum freundlichen Empfang. Die Häuser weiß ich nicht mehr; aber die Weltanschauung aus der Kacheliflickerperspektive habe ich nicht vergessen.

So trat das Originelle, Kauzige, Schrullige in mancherlei Gestalt in Erscheinung. Bei einigen Exemplaren des homo sapiens war es aber zu stark ausgebildet, als daß es nicht zum Aufsehen, besser: zur Aufsicht gemahnt hätte. Irgendwo draußen vor dem Riehentor lebte ein unter Kuratel gestellter Mann mittlerer Jahre. Schon seine Konfirmation war auf Schwierigkeiten gestoßen; er verlangte beharrlich, zu der Feier dasselbe Gilet wie der Herr Jesus zu bekommen. Beim Zubettegehen pflegte er sich später in hellerleuchteter Stube und mit offenen Fenstern seiner Kleider zu entledigen; das Ergötzen der Leute auf der Straße focht ihn nicht an; auf das Anstößige aufmerksam gemacht, pflegte er beruhigt zu sagen: «'s isch jo finschter dusse.» Aber für Naturscheinungen hatte er offenen Sinn und Interesse. Als einst zu vorgerückter Stunde kein

Mensch auf dem Wettsteinplatz sich zeigte, um die Mondfinsternis zu bestaunen, kannte seine Entrüstung keine Grenzen. «'s Publikum isch e dummi Kueh», schrie er laut in den dunklen Raum; darauf trollte er sich befreit heim.

Weniger nach der pathologischen als der Einfaltsgrenze war eine der Familie bekannte alte Jungfer; ursprünglich von gutem Herkommen, aber unfähig für eine berufliche Stellung, suchte sie ihr Dasein mit der Herstellung der bei uns höchstens zur Weihnachtszeit sichtbaren «Croquants» auszufüllen, die sie hausierend bei mitleidigen Bekannten vertrieb. Ihre Speckstimme reizte zu lachender Nachahmung, zumal ihr der Sinn fürs Gehörige abging. Bei der Beerdigungsfeier eines Angehörigen stand unser Haus wie üblich offen; die Leidtragenden und Kondolierenden füllten die verdunkelte Visitenstube; draußen harrte in der Sonne der Leichenwagen auf den Zug; drinnen wollte eben der Pfarrer anheben, da scholl's durch Treppenhaus und Gänge mit aller Macht: «Elise, bruuchsch Croquang?»

Aber nicht nur Handwerker und Gewerbetreibende stellten ihren schönen Prozentsatz zur Familie der Originale; auch *höhere Berufe* waren mit seltenen Marken meist einmalig vertreten; Doubletten gab es keine.

Mit breit ausladendem Schritt kam oft, eine große Rolle Zeichenpapier unterm Aermel des abgetragenen Gehrocks, das freundliche Gesicht von weißem Haar und Bart umrahmt, der alte erfinderische Ingenieur von der Grenzacherstraße daher. Ein kluger Kopf, den seine grübelnde Projektmacherei nur zu sehr auf abwegige Gebiete lockte; lange nannten wir Buben ihn mit kritischem Sinn für das Ausgefallene seines Eisenbahnprojekts nur die . . . «Talbahn». Naive Herzensgüte strahlten seine blauen Augen; so hat er sich jedenfalls nicht klargemacht, daß wir später als Zofingerstudenten über seinen väterlichen Mahnbrief, wir sollten nicht soviel trinken wie seine Generation mit ihren «Bischöfen» und «Päpsten», nur in ein homerisches Gelächter ausbrachen.

Mit meinen Eltern von jeher befreundet und mir persönlich lieb war der Drogist und Chemiker an der Reb-gasse. Mit seinem Laden in der Stadt verband er eine an-sehnlische Landwirtschaft draußen beim Schorenwäldeli. Dort befand sich damals noch eine Anstalt für junge Mäd-chen, «d'Schoremaitli»; lange bevor es Sprechchöre gab, konnte man sie allabendlich rufen hören: «Guet Nacht, Muetter, schloo-fet wo-o-ohl!» Ein Teil des Viehbestan-des aber war in einem Stall hinter dem Wohnhaus unter-gebracht. Dieses besaß einen Durchbruch zur Reb-gasse; der führte dann als schmales Gäßchen der Stallung, Scheune und einem schattigen Gartenriemen entlang, in dem ein armseliger Zwetschgenbaum wie hilfesuchend seine Zweige dem spärlichen Sonnenlichte entgegen-streckte, bis zu dem Gemüsehändler am Graben. Im Stall trank man früh von 6 Uhr an und abends um dieselbe Zeit köstliche «kuhwarme» Milch, von den Töchtern in Schoppengläsern verabreicht. Zur Wohnung gelangte man nicht etwa von der Straßenfront aus, sondern von der Stallseite her auf einer im Freien den ersten Stock gewin-nenden Holzterrasse über eine gedeckte Laube. Vor Zeiten soll hier zum Zwecke der Stadtverteidigung ein Durchlaß zur Stadtmauer für Kanonen gewesen sein, darnach hieß das Gäßlein; das Volk aber benamste es kurzweg nach sei-nem Anwänder. Vor dem breiten Ladenfenster, auf dem heiß die Mittagssonne brütete, standen wir Buben oft, denn da lockte goldner Kandiszucker und Bärenreck in dicken Stangen, und daneben lagen billige Farbenschach-teln, samt ihrem Inhalt von der Sonne krumm gebogen. Das ganze Anwesen mit seiner traulichen Verbindung von Stadt und Land, der eigenartigen Gassenwinkelei mutete an wie ein Gegenstück zu des Stadtpoeten Meyer-Merian «Gärtlein im Stadtgraben» oder noch eher wie ein Raa-besches Idyll aus der «Sperlingsgasse». Im Hause selber ertönte viel gute Klaviermusik und wurde ernsthaft ge-lesen, mit Vorliebe seriöse französische Literatur. Vater und Töchter aber waren mir verehrungswürdig durch ihre

Sangeslust bis ins hohe Alter; man sang zu allen Zeiten, vor der Teestunde, nach dem Tee; der «Heim» (Lieder für gemischten Chor) kam sozusagen nie vom Tische, und wenn im Quartett der Tenor versagte, sprang eine der Töchter in die Bresche. Was für schöne und angeregte Nachmittage haben wir da verlebt! Heute ist mit der Stadtkorrektion über dieses Stück distinguirter bürgerlicher Kultur die neue Zeit erbarmungslos hinweggeschritten.

Aehnliches ist von dem Apotheker an der untern Rheingasse zu berichten. Feiner alter Junggeselle von schlankem Wuchs, stets adrett gekleidet, ein Mann von großen naturwissenschaftlichen Fachkenntnissen, machte er den Eindruck eines englischen Reverend. Man verkaufte ihm gerne die gesammelten leeren Gütterli; der Erlös kam der Ferienreise zugut. Er genoß großen Respekt, was nicht hinderte, daß man sich das gelispelte «'sch koschtet fimfesibzschig Schantim» auch seinem Zitatenschatz einverleibte. Er hat viel Gutes getan. Und unser Respekt stieg noch gewaltig, als nach seinem Tode an den Tag kam, wie tiefgründige literarisch-künstlerische Interessen hinter dem stillen Herrn sich versteckt hatten: er war ein firmer Hebelkenner, und seine Sammlung von Bildern L. Richters durfte sich sehen lassen; sie hat den Druck eines eigenen Katalogs gerechtfertigt.

Auch der angehende Dichter fehlte nicht.

Ueber die alte Rheinbrücke flutete hin und her jeweiligen um 12 Uhr eine bunte Menge von Heimkehrenden. Unter ihnen mußte ein hochgewachsener Schüler auffallen. Er ging meist raschen Schrittes, mit malerisch wehendem Flügelmantel, das Auge starr in die Ferne gerichtet, mitten auf der Straße. Er war angehender Dichter und hielt sich dafür; wir aber, verständnislos und ruchlos, wie die Jugend nun einmal ist eigenartigen Erscheinungen gegenüber, wurden nicht müde, ihn zu hänseln. «Des Dichters Aug', im schönen Wahnsinn rollend» . . . Wir hielten ihn in seiner uns, die Menge, abseits lassenden Abgesondertheit für ein wenig — sagen wir: eigenartig. Unser

Bubenhohn erstarb aber in wortlosem Respekt, als eines Tages die hervorragendste literarische Zeitschrift ein Gedicht von ihm an bedeutsamer Stelle brachte; ein wirkliches, schönes und tiefes Gedicht, in dem sich das ausgesprochene Formtalent mit höchsten Gegenständen befaßte, die, pantheistisch oder besser panentheistisch, weit über unsere damaligen Köpfe gingen. Und ich habe später immer bedauert, daß diesem jähen ersten Anstieg keine gleichwertige Weiterentwicklung beschieden gewesen ist. Meine tiefe Hochachtung konnte ich dem Träger dieses Talents nicht versagen, wenn ich später von ihm hörte und las, daß er in stiller Selbstbescheidung seine Mannesarbeit wirklichen Dichtern gewidmet und sich so ehrfürchtig nur zur literarischen Karyatide hergegeben habe. Denn heute noch, nach einem langen literaturbeflissenen Leben, denke ich manchmal, ich wollte, ich hätte jenes Gedicht selbst gemacht.

An der Spitze der Vertreter gehobener Berufe marschiert mit Recht der originelle Philosophieprofessor; über ihn, seine Familie und die Beziehungen der meinigen zu ihm habe ich schon an anderer Stelle berichtet (siehe B. J. 1942, S. 105). Wenn ich sage: marschiert, so ist das sehr *cum grano salis* zu verstehen, denn er hinkte zuzeiten beträchtlich seit einem Sturz, den er, der Sage nach, in einem nicht mehr ganz fußsichern Zustande soll getan haben, und dieser wiederum stand im ursächlichen Zusammenhang mit einer Erbanlage, die ihm den stillen Trunk in einer einsamen Ecke als begehrenswertes philosophisches Stimulans erscheinen ließ. Seine Anfänge hatten eine glänzende Laufbahn versprochen; der berühmteste deutsche Kathederphilosoph hat mich während eines deutschen Hochschulsemesters sofort nach seinem Befinden befragt. Ueberzeugter Ehefeind wie Schopenhauer, gehörte sein Eros einem Hunde, aber keinem Pudel wie dem Frankfurter, sondern einem struppigen, braunen Schnauzer, seinem «Schokoladebobbi». Er war ein Frühaufsteher und las im Sommer mehrmals wöchentlich mor-

gens von 6 bis 7 Uhr; da wir den gleichen Weg nach dem Rheinsprung hatten, brachte das oft für mich die Unzukömmlichkeit, ihn, wenn er, einen Daumen in die Westenhöhhlung gesteckt, meditierend seines Weges zog, auf Umwegen durch alle Gäßlein bis zur Rheinbrücke überholen zu müssen. Den Haushalt führte ihm eine bestandene ehemals schwäbische Dienstmagd von wogenden Formen; sie hat spät noch ein kleines, kauziges Schneiderlein beglückt, offenbar eines aus der Sippe der *tapferen* Schneiderlein, wenn man bedenkt, daß es eine gewisse Courage brauchte, diese weibliche Festung zu erobern, der man kaum bis an die vorgeschobenste Bastion reichte. Mitteilungsbereit und treu besorgt, hat sie mir mehrmals kleine Züge mitgeteilt, aus denen wieder einmal das Herannahen einer Krise zu erkennen war, kaustisch witzige Redensarten, mit denen die schlichte Haut nichts anzufangen wußte, bei denen sie aber doch einen leisen Schauer verspürte. Als sie einmal die schönen Nudeln auf den Tisch stellte, habe er bemerkt: «Was bringt Si do? Das sin jo gschwelli Unterlibli!» An ähnlichen Sprüchen oder scharfen Ausfällen auf stadtbekannte Persönlichkeiten haben die Besucher seines überfüllten kulturphilosophischen Publikumkollegs gemerkt, wenn es «wieder einmal so weit war»; z. B. wenn «Napoleon auf dem Isteiner Klotz hokkend die Eisenbahn unter ihm aus dem Loch herauskommen sähe» oder «ja, meine Herren, die Seele, das ist kein Ding, das auf dem Stegengeländer sitzt und bampelt mit den Beinen» . . . Man lachte, um später mit Grauen zu spüren: «Welch edler Geist ist hier zerstört.»

Im selben Hause mit ihm wohnte der bekannte Herr Staatsschreiber; er war früher Polizeidirektor gewesen und hatte als Mitglied der Cholerakommission keine geringen Verdienste um die Sanierung der Wohnverhältnisse; dann hatte er von 1860 an eine Reihe von Volksfesten mit glücklicher Hand organisiert und hieß von da an im Volksmund nur der «Jubel-Gotti» (s. B. J. 1910). Ihm ist auch zu einem guten Teil der Bau des Theaters am

Steinenberg als Verdienst anzurechnen. Er war mein Taufpate; als ich ihm in seinen letzten Jahren meinen Neujahrsvers aufsagen mußte, hat er mich, im Lehnstuhl sitzend — ich sehe ihn noch vor mir —, belehrt, ich müsse das «Hallélujah» ganz anders herauschmettern. Seine altertümlichen Schweizer Bleisoldaten waren lange meine Freude, und zu meiner Hochzeit vermachte mir seine ehrwürdige alte Schwester, die Witwe des «Abriß»-Verfassers, des seligen Bruders handfeste Biergläser nebst dazugehörigem mächtigem Krüge als Hochzeitsgabe.

Jahrzehnte später hat ein anderer hoher Magistrat, erst spät Kleinbasler geworden, sich zu den Gesellschaftsbrüdern der kleinen Stadt herabgegeben und ist in seinem Tun und Lassen einer der Ihrigen geworden, hat mit ihnen politisiert und pokuliert und an der Kleinbasler Vereinigungsfeier als flotter «Bürgermeister», als die Festwogen am Rheinweg höher gingen als die des Rheines selber, seinen Mann gestellt. Leutselig und von nie versagendem Witz, hat er am andern Morgen auf die teilnehmende Frage seiner neuen Freunde, ob er gut heimgekommen sei, mit dem Schlußwort aus Goethes «Werther» geantwortet: «Handwerker trugen ihn; kein Geistlicher hat ihn begleitet.»

Es ist kennzeichnend für die Geschlossenheit der Kleinbasler Stimmung jener Proben-Wochen vor der Festaufführung: wie man da die biedern Männer und Frauen der Kleinbasler Chöre bei der halben Dämmerung in ihren bunten Kostümen vom Thiersteiner-Rain über die Brücken in die mindere Stadt heimkehren sah, erst schüchtern, als genierten sie sich eines mit dem nüchternen Kleinbasler kaum verträglichen Mummenschanzes; dann aber mit immer offener zur Schau getragener Begeisterung; jetzt standen sie einmal im Mittelpunkt des gesamtbaslerischen Interesses, endlich einmal wurden sie von denen da drüben ernst genommen! Manche mögen sich für den langen Hin- und Rückweg, so weit es ging, des holpernden Rößlitrams bedient haben, ohne daß ihnen die Ironie der Lage bewußt

wurde, wenn sie dabei im beglückenden Gedenken an den Chor vor sich hinsummten: «Auf prangenden Rossen zum Waffenspiel Entteilen wir über die Brücke leicht . . .» Ein Vertreter der Honoratiorenfamilien von feinem Musikverständnis und mehr als dilettantischem Können hat die Hubersche Partitur zu einem leicht spielbaren Klavierauszug verarbeitet und durch eine Wiederbelebung sechs Jahre hernach im Café Spitz dafür gesorgt, daß den Kleinbaslern diese edle Musik, nun schon von elegischer Erinnerung unwittert, nicht so schnell entschwand. Er war ein großer, schöner Herr von liebenswürdigen Umgangsformen, ganz und gar ohne schrullige Auswüchse.

Honoratiorenfamilien? Jawohl, das gab es; sie verbreiteten sich in ihren verschiedenen Zweigen über das obere wie untere Kleinbasel. Die des Genannten, kinderreich, mit der imposanten Mutter «Helvetia» des Festspiels im Mittelpunkt, erstreckte sich vom Claraplatz bis zum Rumpel (Rappoltshof) und weiter hinab, angesehene Färber und Schappe-Industrielle. Weiter unten an der Rheingasse hausten die Müllersleute, ein Schlag ehrbarster Bürgerlichkeit an Fleiß, Rechtlichkeit und spartanischer Führung des Haushalts und weiser Kindererziehung; an der obern Rheingasse sodann die Färbereibesitzer; ihr Heros hat die Gerichte oft genug wegen kleiner Selbstherrlichkeiten beschäftigt. Es war ein grundgescheiter Mann, von dem sich die Flüsterpropaganda eine Unzahl heiterer Geschichten erzählte, leider nicht von stubenreinem Humor; so darf man sie nicht der mündlichen Tradition entreißen, nach dem Goetheschen Wort: «Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, Was keusche Herzen nicht entbehren können.» Seine Frau, musikalisch hochbegabt, hat oft in Konzerten mit ihrem Sopran lokale Erfolge errungen, auch sie von seinem kaustischen Witz nicht verschont. Als ihre Partie einst — sie war heiser — ein junger Tenor vertreten mußte, lächelte er boshaft: «Do sieht me's wieder, wer bi de x d'Hosen ahet!» Er selber mußte, wie ge-

sagt, oft wegen Lächerlichkeiten vom Gericht gebüßt werden, so daß er schließlich einmal auf dem Forum erschien, sein Portemonnaie an einer Schnur hinter sich herziehend: «Kumm, kumm! si wänn jo nit mi, sie wänn numme di!» War es ihm doch einmal begegnet, daß er lächerlich hoch bestraft wurde, weil er zu nächtlicher Weile stehengeblieben war, wo man nicht stehenbleiben soll. Beim Entrichten seines Obolus legte er mit gut gespielter Verschämtheit und zugleich beißender Ironie auf den humorlosen richterlichen Schiedsspruch neben seinen Fünfliber noch ein «Fufzgerli» hin: «'s isch no ganz e ganz e Gleinigkei derbi gsi.»

Und dann an der obern Rebgasse die Küfer und Weinhändler mit den hochgewachsenen Töchtern, und der stolze Zimmerhofbesitzer. In der alten «Burgvogtei», beim «Zeller» oder im «Spitz» saßen sie beim Schoppen und politisierten, stritten sich oder hänselten die Harmloseren. Eine Unmenge wäre von ihnen zu berichten; aber da schweigt des Sängers Höflichkeit. Nur den einen wollen wir dem Dunkel des Sagenhaften entreißen; er war unser Nachbar und betrieb einträgliche Agenturen, ein ausgewachsenes Exemplar kleinbaslerischer Kauzigkeit. Wie oft habe ich vom Bett in meiner hochgelegenen Stube bei weitgeöffneten Fenstern sein nächtliches Heimkommen belauscht. Ich erkannte ihn schon von weitem an Stimme und Schritt; drüben unter den alten Kastanienbäumen trieb träge der Riehenteich seiner Unterführung am «kleinen Märtli» entgegen; ein letzter Strahl der Gaslaterne spielte an der Decke, bevor der Laternenmann mit langer Stange sie löschen kam; da hörte man ihn — wir nannten ihn Gusti — mit einem deutschen Geschäftsfreund nahen, dem er im schönsten Großratsdeutsch vortrug; das war damals kenntlich an dem Weglassen der Endungen bei Grundformen und Partizipien; so hat mein Großvater mir, dem Enkel, noch Passendes aus der Zeitung vorgelesen. Es waren nur Gesprächsfetzen, aber erheiternd: «... Da habe wir ihn zum Mittagesse eingelade, und da ist der

dumme Kerl nicht gekomme . . . » Seine Frau war eine rege, flotte Zürcherin von allzeit adretter Haltung und freundlichem Wesen. Wenn ihre Verwandten sie aufsuchten, pflegte sie stets zu sagen: «Selteni Gest, selteni Gest!» Sie selbst hat aber kaum je einen Fuß in deren Haus gesetzt. Ihren Mann wußte sie in frühern Jahren an Ordnung zu gewöhnen. Als er ihr zu spät heimkam, war die Tür verschlossen. Aufgebracht soll er in die stille Nacht hinausgerufen haben: «Machen uf, ihr dumme K . . . oder i briel Firiol!» Als selbst die Wiederholung nichts fruchtete, erscholl das Firiol und flog der Hausschlüssel herunter. Etwas naiv, im Sprechen bedächtig und oft fast syllabierend, machte er den Eindruck der Unbeholfenheit und wurde deshalb oft beim Bier zum besten gehabt. Gereizt, trat er aber kräftig aus der Reserve heraus. Einst stritt man sich beim Dämmereschoppen über das «Flammen» der Seide. Sie setzten ihm hart zu. Endlich brach es aus ihm hervor: «Und wenn dr Her Jesus selber vom Himmel oben-abe käm und sai-ti: Herr . . . . ., die Si-den isch gflammt, so wurd i sa-ge: Erlau-be Si, Her Je-sus, die Si-de isch *nit* gflam-mt!» Der unvergeßliche Dr. Paul Barth, selber ein lebendiger Hort alter Kleinbasler Erinnerungen, konnte es sich nicht verkneifen, die komische Verlegenheit Gustis beim Eintritt in den Himmel auszumalen, und gelangte zu dem Schlusse, er werde in seiner gewähltesten Form, um sich blickend, also gesprochen haben: «He gueten O-be, ir himm-lische Heer-schaare!» — Aber auch hier waltet eine Nemesis. Wer solche Geschichten *erfindet*, an den hängen sich selber bald die Anekdoten. *Figura docet*.

Einwärts vom Riehentor befanden sich, einander gegenüberliegend, zwei altrenommierte Weinstuben, die eine an der Riehentorstraße, die andere an der Ecke zur Kirchgasse, wo früher ein alter großer Röhrenbrunnen unter zwei mächtigen Platanen Kühen und Rossen der nahegelegenen Ställe Labung und Kühlung bot. Eine Photographie des Bildes davon auf dem Staatsarchiv habe ich mir einst als Erinnerung an meinen ersten Schulweg

sichern können. Beide Wirtschaften wurden von Witfrauen gut geführt, deren eine mit der Musikalität eine gute Dosis Naivität besaß; um derentwillen hatte sie vom Witz der Gäste viel zu leiden, während die andere mit Recht den Ruf einer vorzüglichen Köchin genoß. Ihr Mittagstisch war darum begehrt. Ein deutscher Professor, später berühmter Germanist, wußte ihre Plättli so zu schätzen, daß er oft Kostproben in seinem Bart davontrug, was seine Schüler im obern Gymnasium, wo er nach altem Brauch noch zu unterrichten hatte, zu sorgfältiger Rekonstruktion der Speisekarte verlockte. Eifrig schnitt er während des Essens neue Erscheinungen des Buchhandels mit seinem von Bratensauce triefenden Messer auf, ein richtiger zerstreuter Gelehrter. Beide Wirtschaften hatten ihre Stammgäste; in der ersten pflegten zwei Brüder Kohlenhändler, große Liedertäfler vor dem Herrn und stattliche, gutgeachtete Männergestalten, sich auf Kosten der gealterten Sopranistin lustig zu machen; im andern Lager saßen Akademiker, unter ihnen der hochgewachsene Arzt von der Reb-gasse. Sein Hühnerhof stieß hinterwärts an unsern Garten; seine Hühner verirrten sich so oft zu uns, daß man einem schließlich auf einem Denkkzettel die Drohung anhängte, gerupft zu werden bei Rückfälligkeit; großzügig machte er sich nichts daraus und ritt auf seinem Rößlein von dannen.

Unter den Nichtakademikern waren ferner die unentwegtesten Fastnächtler, die es wohl gegeben hat, an der Spitze zwei Malermeister, der eine halbtäub; sie ließen es sich nicht nehmen, noch als «Alte» am Mittwochnachmittag einen eigenen Zug zu improvisieren; die neue Zeit mit den neuen Märschen haben sie wohl abgelehnt; um so imposanter ertönten ihre «Alten Schweizer», mit denen sie dann in die Greifengasse einbogen.

Originale gab es auch bei dem *Schauspielervölklein*, das im Sommertheater an der äußern Clarastraße den Sommer über mit seinen Komödien ein dankbares Publi-

kum unter den dichten Kastanienbäumen bei seinem Glas Bier unterhielt. Gemütlich ging es da zu. Einmal schüttelte ob eines Fehlers die gesamte Bühnenschar das Lachen; das Publikum verzieh und lachte mit. Der Darsteller der Heldenväter stach besonders hervor, der gute alte Rütling. «Einen Dolich sollte ich haben, eine Dolich!» hatte er in einem Stück auf gut Schwäbisch zu drohen. «Einen Dolich sollte ich haben», das wurde nun auch bei uns Jungen bei jeder Gelegenheit hervorgeholtes Zitat. Ebenso, was er seiner Frau — immer auf der Bühne — zu entgegen hatte, als sie ihn auf die «Gefahr» hinwies, die ihrem einzigen Sohne von einem Mädchen drohe. Gutmütig tönte es: «Du warst auch einmal so eine ‚Gefahr‘!» Andern tags sah man ihn mit dem Marktgarb dieser seiner «Gefahr» getreulich das Gemüse auf dem Märtli einkaufen. Ewigen Dank schuldet ihm und seinen Helfern, wer dort je den unsterblichen «Lumpazivagabundus» oder den «Raub der Sabincherinnen» kennenlernte. Es war nicht hohe Kunst, was sie zu bieten hatten, aber es war gesunde, heitere und saubere Kunst; sie war volksverbunden und half ihnen mit dem Stammublikum eine kleine Gemeinde bilden, wie es eigentlich sein sollte. A propos «Lumpazivagabundus»: mir ist in jenen unbeschwerten ersten Studentensemestern einmal etwas Hübsches passiert. Während einer fidelen Eisenbahnfahrt zu einer Baselbieter Kegelpartie bemühte ich mich, etwas von meiner Begeisterung auf meine ältern Brüder zu übertragen, indem ich ihnen drastisch vormachte, wie köstlich Direktor B. und seine Leute jene berühmte Briefszene ausgeführt hätten, wo es immer wieder aufklärend heißt: «Ach, das schreibt der *Leim!* ach so, der *Leim!*» Als ich, Luft schöpfend, zu Ende war, saß da in einer Ecke unweit von uns der Direktor mit seiner Frau und schmunzelte stillvergnügt. — Sie gehörten ja nicht eigentlich zu den Kleinbaslern, diese vom Thespiskarren, zählten aber durch sommerliche Wiederkehr doch zu uns. Den Kleinbaslern haben sie sich in einem besonders eingefügt und assimiliert: sie wollten nicht mehr

scheinen, als sie waren; nichts von der sonst im 19. Jahrhundert so beliebten Theatralisierung des Aeußern auch außerhalb der Bühne, keine wehenden Mäntel, keine flatternden Krawatten oder rollenden Augen und ausgreifenden Gesten. Liebenswerte Käuze waren darunter; ein Kranz von Anekdotlein ließe sich ihnen anhängen, der würde Schillers Wort, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht, kräftig Lügen strafen.

Und endlich wäre die Sammlung der Käuze nicht vollständig, wenn ich nicht auch ein *schwarzes Blatt* halblächerlicher Elendsdarstellung hervorzöge, wie sie in der jüngsten Vergangenheit der Berliner Zeichner Zille bevorzugt hat. Es stellt die ebenso berüchtigte als bemitleidenswerte Gestalt des allbekannten «Fotzeldorli» dar. Es hauste in einer Dachkammer am Klarahofweg, hatte als Wäscherin bessere Tage gesehen und zog, völlig heruntergekommen, alkoholduftend, vom Alter gekrümmt, in stinkenden Röcken, ein Bild von Schmutz und Armut und abgrundhäßlichen Gesichts, durch die Straßen. Halb fürchteten wir uns, halb fühlten wir einen prickelnden Schauer, wenn es um Arbeit oder Brot bettelnd seine Nase an die Scheiben der Haustür preßte. In lichten Stunden erzählte es von seinem Leben, in unglaublichen Bruchstücken, sogar von einer unglücklichen Jugendliebe, und schwärmte für die prophetische Gestalt des Pfarrers von St. Martin. Seine ganz unnachahmlich komische Sprache und seine wahllose Freßlust belustigte uns Jüngere; aber dem ältern Bruder und angehenden Pfarrvikar tat sich verantwortungsvoll hinter aller Komik schon seelsorgerlich der weite Hintergrund sozialen Elends auf, wenn Dorli hinter dem Hause vor der Küche den Katzenteller leerleckte mit einem entrüsteten «d'Katz bruucht kei Ei!», indes vor dem Hoftore die Schar verfolgender Buben und Mädchen johlte. Erwiesene kleine Wohltaten hat es noch leicht mit verschmitzten Komplimenten quittiert. Dann glitt ein zerknittertes Lächeln über das von Schmutz verkrustete und vom Alter zerschrundete Gesicht. Endlich

nahm sich die Polizei der Person an, durchsuchte ihre Schlafstelle, wo sie im Strohsack tatsächlich Tausende zusammengekratzter Franken fand, und beförderte sie in das Spital. Dort hat man sie vorerst in ein warmes Bad gesteckt. An den Folgen der ungewohnten Reinlichkeit ist sie gestorben.

\*       \*       \*

Ich blättere hin und her in meiner Mappe; es müßte sich noch manch flüchtige Skizze, manch kleines Genrebildchen oder Porträtstück bei systematischer Suche finden lassen; es mag für diesmal genügen. Ich habe absichtlich nur Schrullige und Eigenbrötler vorgeführt, denn der unauffällige und tüchtige Mittelschlag erregt kein Interesse, er ist bloß da und versteht sich von selbst, wie sich, nach dem bekannten Satze, das Moralische von selbst versteht. Und ebenso versteht sich von selbst, daß man sich dabei mehr an die Sonnseite hält. Mit der industriellen und sonstigen Ueberfremdung sind diese Gestalten ausgestorben; der fremde Zuzug sorgt für rasche Nivellierung. Das hat schon mein Vetter und Vorgänger in Kleinbasler Erinnerungen, der obgemeldete Paul Barth, für seine Zeit angedeutet, die der meinigen zwei Jahrzehnte vorausliegt; er läßt (s. B. J. 1910) seinen weisen Kleinbasler Diogenes sagen, man müsse bald in der mindern Stadt einen eigenen Schweizerverein gründen. Nun sind sie alle dahin. Von den älteren hat sich einer nach dem andern auf dem gemeinsamen Sammelplatz um den Rundtempel eingefunden, den die Zeit einzig noch vom alten Riehengottesacker übriggelassen hat. Von den jüngeren sind viele abgewandert, haben heiratsweise oder sonst Kleinbasel den Rücken gekehrt, ins vornehmere Großbasel hinüber; manche sind verschwunden im Dämmer unbestimbarer Ferne; bei einigen mag es auch geseldwylerlet oder gebudenbrookelet haben. Viele habe ich geliebt, einige gefürchtet, etlichen bin ich aus dem Wege gegangen; jetzt sind sie mir alle gleich nahe; ein gewisser Gemüthshistorismus

hat sich meiner Anschauung bemächtigt; sie gehören alle zu meiner Welt, sie sind einfach da.

Und ähnlich verhält es sich mit dem Schauplatz meiner Helden. Suche ich jetzt die Stätte meiner Kindheit auf, so kenne ich kein Bein mehr; wie eine fremde Sprache tönt es an mein Ohr, und von selber summt es in meinem Kopfe: «Als ich wiederkam, als ich wiederkam — War alles leer» — leer in menschenreicher Oede!

Denn mit den vertrauten Gestalten sind auch die *Schauplätze* verschwunden. Wehmütig schließe ich meine Mappe und überlasse mich noch ein wenig den Träumereien von meinem alten Kleinbasel. Dann steigt es in merkwürdiger Helligkeit vor mir auf wie ein heiterer Sommerferientag. Goldenes Morgenlicht spielt in den Kronen der alten Kastanienbäume am Riehenteich und wirft zitternde Kringel auf sein träge und schwarz fließendes Wasser; es lugt in die Bubenschlafstube herein und lockt zu ausgedehnten Spielen, weit hinauf bis zum alten Herrenmätteli mit seinem Pulverturm, das der Maler Roschett im Bilde festgehalten hat, mit dem Ausblick auf den Harzgraben drüben, noch von keinem Brückenbau um seine Wildnis gebracht. Ein paar einzelne Geißen weiden da; die große Herde aber hat ihre Besitzerin von der Milchausschankstelle auf der Claramatte schon heimgetrieben nach dem entlegenen «Kutti» beim alten Itelpfad. Hinter dem Riehentor blinzelt der stolze Eckbau des alten Josua Tester, wie ihn vor und nach dem Abbruch des Tores Meister A. L. Kelterborn so reizvoll gemalt hat, aus seiner Jungfernreben-Umsponnenheit in die Morgensonne der Anlagen am Teiche; dort haben wir im schwarzgrünen Schatten, mit nackten Füßen im seichten Wasser stehend, Roßköpfe und Stichlinge ins zusammengeknüpfte Nastuch schlüpfen lassen für unser Aquarium. Vom Kirchgäßli den Klara-graben entlang war herrliches Terrain für das beliebte «Aschlo-Verstecklis», wo der Zähler, gegen die Hauswand gekehrt, hastig bis hundert zählen mußte... «einach... zweiach... dreiach... hundert!»... dann zögernd suchte,

um den Gefundenen womöglich zuerst am Standort «anschlagen» zu können: «Eins, zwei, drei, dr Fritzli!» — Auf der Straße selber mögen sich die Alten oft genug über das «Gluggern» geärgert haben, wenn wir die «Sicksterne» umlagerten, wo sich ein Bummi verlaufen hatte; wie richtig volksetymologisch wir die Zisterne, in der das Regenwasser versickerte, gedeutet haben, war uns nicht bewußt, wie wir denn als rechte Kleinbasler den alten alemannischen Zusammenhang auch sprachlich festhielten: für uns gab es noch das offene o für ein a, dementsprechend eine Clorekirche und Cloestroß, wie uns auch die Mutter strenge dazu mahnte, die Schuhe tüchtig am «Schorise» abzuputzen — alles wie im benachbarten Markgrofeland. Ueberhaupt die Sprache! Nicht nur nach Lautstand und Wortschatz war sie noch anders, reiner; auch die üblen allgemeinen Wendungen gab es noch nicht, die Lustiges vortäuschen und doch nur modischer sprachlicher Schwemmsand sind, wie «sowieso» und «kunnsch am Sunntig»; auch nicht die proletige «Hörsch du hörsch»-Redeweise, sondern einfältiges, aber verständliches Baselditsch, etwas weniger spitz und vornehm als «drüben», doch ehrlich und unverfälscht.

Jenseits des Teiches dehnte sich in unübersehbarer Weite der Richtersche Garten, mit Buschwerk und Rasenflächen wie gemacht zum Indianerlis; dort habe ich einmal stundenlang gefesselt im feindlichen Wigwam gelegen, weil mich der spätere Kunsthallenkonservator vergessen hatte. Auf den Straßen sehe ich noch die Marktwiber aus dem Badischen mit den langen Körben über dem stoffbezogenen «Ring» auf dem Kopfe; an den Haustüren bieten sie Kirschen feil, 10 Santim das Pfund, oder Heidelbeeren, 5 Santim das große Schoppenglas; lieblich tönt in der kleinen Terz ihr Ruf «Heidelbeeri» an den Häusern hinauf. Hatte man für Kommissionen in der innern Stadt wenig Zeit, oder scheute man die pralle Sonne, so lockten Schafgäßlein oder Utengasse oder Sänergäßlein mit ihrer Kühle, wo es so interessant und abenteuerlich

roch nach Moder, Kellerluft und Armeleutedasein. Was war die Greifengasse belebt! Wie verlockend auf der rechten Seite die älteste Bäckerei, wo man durch ein kleines Schiebfenster die schmackhaften Halbbatzelaibli der Frau W. in Empfang nehmen konnte! An der Ecke der Ochsen-gasse betrieb der freundliche Zigarrenhändler von Ruf sein Geschäft. Dort gab es noch die milden Brésiliens, das Päcklein zu 25 Santim! O glückliche Zeit! Wenn man nicht vorzog, im Laden an der Ochsen-gasse beim runzligen Settli sich eine Bremer Tip-Top-Kopfzigarre für 5 Santim zu erstehen; wie manchmal haben sie mir noch später an heißen Sommernachmittagen beim Schreiben der Dissertation den Schlaf verscheucht! freilich auch den Schweiß auf die Stirne getrieben! Im «Waldeck», dem Café Spitz gegenüber, eingenistet in die Höhlung einer Laube, hatte ein Italiener Goldfische und Schildkröten feil; am Rheinweg sah man die Weidlinge «stacheln»; poetisch erklingt die Fährenkette, während auf den Bohlen der alten Brücke die Rosse des Trams vom holperigen Pflaster der Gasse her in ruhig stampfenden Trott fallen. Aus den offenen Metzgerläden klingt metallisch das Beil von der Fleischbank; aus der Mechelschen Mühle kommen die Mägde mit dem feinen Weißmehl; überall auf hochgelegenen Altanen oder in Höfen wird Bettzeug gesontt oder werden Matratzen geklopft; weiter draußen an der Klybeckstraße, wo die herrlichen Landgüter beginnen, lockt der Kasernenhof; stundenlang hat man dort auf etwas Militärisches gewartet, den Kopf durch die Gitterstäbe gezwängt. Nirgends Hast, aber überall froh geschäftiges Leben, und alles im lachenden Sonnenschein. So steht Kleinbasel vor dem sinnenden Blick; der Sommerferienmorgen sein visionäres Sinnbild! Dann aber taucht es plötzlich auch auf als friedliches Feierabendbild; es ist frühe still geworden; Wolken haben sich verzogen, und die ewigen Sterne sind hervorgetreten; wir sitzen im Dunkel der «Rebenlandere» auf der langen Lattenbank am Garteneingang und singen unter der Führung des alten Onkels «Kein Stimmlein noch

schallt von allen . . .», ein *Morgenlied!* genau so wie die Deutschen damals und später in heiterster Stunde anstimmten «Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin», oder wie zu meiner Studentenzeit die Berliner, wenn sie Sonntagabends in Scharen verstaubt vom Wannsee heimkehrten, singend versicherten: «Nach Hause, nach Hause — Jehn wir noch lange nich!»

Von den heute für unerläßlich gehaltenen Landaufenthalten wußten wir noch nicht; der Garten, die Kirschen-ernte drin, Turnen, Baden, Soldätlis, Indianerlis und ausgedehnte Straßenspiele füllten unsere Gedanken; dies in einer Zufriedenheit, die von üppigeren Ansprüchen noch nicht angefressen oder insgeheim wurmstichig war. Und noch heute höre ich den längst verstorbenen Bruder abends in seinem Bette beten: «Lieber Gott, mach doch, daß es morgen schönes Wetter gibt!»

Verklärt wie ein ewiger Sommerferientag kommt mir heute jenes Kleinbasel vor; der Strom der Zeit scheint sein Gefälle vor ihm verloren zu haben; Zeitlosigkeit heißt der Reiz jener Tage, und Unbeschwertheit ist ihr unwiederbringliches Glück.

Gutes altes Kleinbasel mit deiner vielleicht hausbackenen, aber ehrlichen Atmosphäre — du bleibst zu allen Zeiten mein humoristischer Hausschatz, mein rheinländischer Hausfreund! Wenn ich mich aus der Unrast und dem Wirrsal der Gegenwart in die Vergangenheit flüchte, so brauche ich keinen knurrigen Disteli-Kalender, kein gemütliches Spitzweg-Album, noch gar einen bissig-lustigen Daumier — ich greife in meine Bildermappe und lasse mir's auf kurze Stunden in der Kleinwelt unserer Väter wohl sein.